

**Landesbischof Gerhard Ulrich, Schwerin  
Bericht des Landesbischofs und  
des Vorsitzenden der Ersten Kirchenleitung  
15. Tagung der Landessynode  
Travemünde, 24. November 2016**

Sehr geehrtes Präsidium, hohe Synode!

## **1. Einleitung**

„Alle Macht in der Kirche muss zur Besserung dienen.“

Einen Monat nach Beginn des Reformationsgedenkjahres beginne ich meinen Bericht mit diesem Zitat aus Martin Luthers Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“<sup>1</sup> – einer der reformatorischen Hauptschriften des Jahres 1520. In ihr bestreitet der Reformator aller Welt das Recht, zwischen geistlichem und weltlichen Stand zu unterscheiden, entdeckt so neu das biblisch bezeugte Priestertum aller Glaubenden und schafft die theologische Grundlage für eine Verantwortungsgemeinschaft aller Christen – ihrer Kirche und der Gesellschaft gegenüber. „Alle Macht in der Kirche muss zur Besserung dienen.“ Dieser Satz weist in wenigen und nüchternen Worten ein Ziel, das konkret und zugleich offen ist, ein Ziel, das weit über unser Denken und Vermögen hinausweist.

Zunächst eine Annäherung an die Teilstücke des Zitats im Sinne einer Einleitung und eines Überblicks über das, wovon ich heute sprechen möchte.

Ein Bericht des Vorsitzenden der Ersten Kirchenleitung kommt um das Thema „Macht“ nicht herum, denn sie wohnt in unseren kirchlichen Strukturen. Als Christen wissen wir: Unsere Macht ist abgeleitete Macht; sie ist dem Menschen nicht eigen, sondern von Gott geliehen. In diesem Sinn verstehe ich, was die politische Theoretikerin Hannah Arendt schreibt: „Wenn wir von jemand sagen, er ‘habe die Macht’, heißt das in Wirklichkeit, dass er von einer bestimmten Anzahl von Menschen ermächtigt ist, in ihrem Namen zu handeln.“<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Zitiert nach: Luther lesen. Die zentralen Texte, herausgegeben und kommentiert von Martin H. Jung, Göttingen 2016, S. 43.

<sup>2</sup> Hannah Arendt: Macht und Gewalt, 1970. München, Zürich 1993<sup>8</sup>, S. 45.

Als so Ermächtigte dürfen wir nicht vergessen, uns zu fragen: Wozu hat unsere Macht gereicht? Hier ordne ich zu, was sich mit den Themen Flucht nach Deutschland, in die Nordkirche und unserem Umgang mit dem Populismus verbindet.

Das Lutherzitat, das uns durch meinen Bericht begleiten wird, lehnt sich in seiner Formulierung an Kurt Aland an, der den Reformator in heutiges Deutsch übertragen wollte. In anderen modernen Lutherausgaben heißt der Satz in der Regel „Alle Vollmacht in der Kirche muss zur Besserung dienen.“ Diese Spannung von Macht und Vollmacht ist produktiv. Sie macht noch einmal deutlich, dass alle Macht, alle Befugnis, auch Kraft, Produktivität in der Kirche von Gott verliehen sind: Das schützt vor Hybris genauso wie vor Überforderung und Verzweiflung. Wir tun unseren Dienst, zu dem Gott uns beauftragt. Ob er gelingt, das liegt bei ihm. Aber auch Gelingen und Erfolg werden nicht nach menschlichem, sondern nach Gottes Maßstab gemessen.

Das zweite große Hauptwort des Luther-Satzes lautet „Kirche“ – mitten in den harten Auseinandersetzungen mit Rom redet der Reformator von „der Kirche“, ohne ihr ein sie näher bestimmendes Adjektiv voranzustellen. Wenn wir auf 500 Jahre Reformation zurückschauen, gehört in diesen Prozess die Wahrnehmung des Trennungsschmerzes, aber auch die Freude über neue gemeinsame Schritte mit den katholischen Geschwistern. Auch dies wird ein Thema meines Berichtes sein.

Das kleine Wort „muss“ fällt gegen „Macht“ und „Kirche“ ab. Aber: Man beachte, mit welcher Autorität Luther es verwendet. Das hat sich Doktor Martinus getraut: Den Bezug zwischen „Macht“, „Kirche“ und „Besserung“ so zu setzen, dass nur eine Richtung vorgegeben ist, und sie wird als notwendig beschrieben! Hiermit ist ein weiteres Thema meines Berichts angedeutet: Wie wir mit der Autorität umgehen, die uns gegeben ist. Stichworte zu diesem Gedanken: Der Gottesbezug in der Präambel der Schleswig-Holsteinischen Landesverfassung, die Abschaffung der Frauenordination in Lettland, die interkulturelle Öffnung unserer Kirche.

Und schließlich: „Besserung“. Wie beschreiben wir die Kirche, auf die wir hinarbeiten? Welche Einsichten und welche Erlebnisse treiben uns dabei an? Wovon träumen wir, wenn wir an die Kirche der Zukunft denken? Was verstehen wir unter „Besserung“, und welche Ansätze sehen wir dafür? Ich denke dabei an Begegnungen bei meinen „Predigten an fremden Orten“ und bei meinen Reisen in der Ökumene. Ich denke an die Zahl der Ehrenamtlichen

in unserer Kirche – auch an die nicht geringe Zahl derer, die sich bei uns engagieren und nicht Mitglied unserer Kirche sind. Und ich denke daran, dass uns aufgetragen ist, die Angst niederzulegen: Die Angst davor, als Kirche zu schrumpfen, an Bedeutung zu verlieren, die Angst davor, als kleine Kirche nicht groß zu sein.

Nicht alle angesprochenen Themen werde ich in diesem mündlichen Bericht behandeln können, aber in seiner schriftlichen Form werden sie enthalten sein.

## **2. Macht, Flucht und Annahme**

Viele sagen nicht ohne Beschwer: „Immer redet ihr nur über die Flüchtlinge“! In der Tat: die Sorge um die Not dieser vielen Menschen, der Umgang mit ihnen in unserem Land und in den Ländern hat viele Kräfte gebunden; hat Kirchengemeinden herausgefordert, sich zu verändern. Gottesdienste finden mehrsprachig statt, die Deutsche Sprache wird unterrichtet; Patenschaften wurden übernommen für Behördengänge; die Zahl der Kirchenasyle in den Gemeinden ist gestiegen; die Anforderungen an Haupt- und Ehrenamtliche und vieles mehr: das alles hat uns auf allen Ebenen unserer Kirche immer wieder umgetrieben, war und wird bleiben Gegenstand unserer Gesprächsrunden mit den Vertreterinnen und Vertretern der Landesregierungen, die unsere Unterstützung brauchen bei dieser immensen Belastung durch die Verantwortung, zu der auch noch zum Teil zügelloser Hass kommt. Sie wissen uns an ihrer Seite – kritisch, aber partnerschaftlich-solidarisch. Und sie verlassen sich auf unseren Dienst, auf das, was in unserer Macht steht. Und noch einen Grund gibt es, auch diesmal das Thema an den Anfang zu stellen und es nicht wieder zu verlassen: während diskutiert wird über Obergrenzen, sogenannte „sichere Herkunftsländer“; über geregelte Abschiebung und freiwillige Rückkehr; über die Folgen der Präsidentschaftswahl in den USA und über Mauer oder Zaun nach Mexiko: während dem allen geraten nicht nur die Bemühungen um die Beseitigung der Fluchtgründe in den Hintergrund; es reißt auch die Fluchtbewegung nicht ab, Terroranschläge im „sicheren Herkunftsland“ Afghanistan erschüttern die Welt, die Zahl der Toten im Mittelmeer steigt mit jeder Instabilität in der Türkei und anderswo. Das Bombardement in Syrien verschlägt uns die Sprache. Das Urteil

des Oberverwaltungsgerichts in Schleswig zum subsidiären Schutz syrischer Flüchtlinge nimmt keinerlei Dramatik aus dem Thema. Unser Engagement wird gebraucht, unser Einsetzen für Recht, Gerechtigkeit und Frieden ist nötig. Die Zeit ist nicht mehr geeignet für Symbole: Taten, Umkehr sind gefordert. Wir werden uns um einen guten, klaren Umgang mit rechtspopulistischen Gruppen bemühen müssen; wir müssen die Auseinandersetzungen annehmen. Unser Beten darf nicht verstummen. Und unser Widerspruch nicht. Ich danke allen, die ihren Glauben in das Leben tragen, auch auf die Straßen. Ich danke für offene Kirchen und für das großartige Konzert der Religionen, für stille Protestmärsche gegen den Krieg in Syrien, für Friedensgebete und Willkommenskulturen. Ich danke, dass die Freiheit der Christenmenschen bei uns sich binden lässt zur Liebe!

Es gibt gigantische globale Migrations- und Fluchtbewegungen. Am 12. September 2015 kamen an einem einzigen Tag 12.000 Geflüchtete am Münchener Hauptbahnhof an und wurden versorgt. Freiwillige und Hauptamtliche taten das, und es gab mehr als Wasser und Brot, auch Teddys und Applaus. In der Welt verbreitete sich das Bild von einem Deutschland mit offenen Armen, in den Fenstern hingen Plakate mit der Botschaft „Refugees welcome!“, und wenige Wochen später, als das Dezernat M die Kirchengemeinden um Auskunft bat, wie viele Freiwillige bei ihnen in der Flüchtlingsarbeit engagiert seien, hörten wir: allein aus den Kirchengemeinden sind 12.000 Menschen für die Angekommenen auf den Beinen und tun alles dafür, dass sie auch wirklich ankommen können.

Gleichzeitig ist da Angst. Angst vor Überfremdung, Angst vor eingeschleusten Terroristen, Angst vor den fremden Kulturen und darum um die eigene. Diese Angst äußert sich unterschiedlich maßvoll – vom schlichten Eingeständnis bis zum Ruf nach Obergrenzen.

Wenn ich den Streit zwischen „Abschottung“ und „Willkommenskultur“ betrachte, dann fällt mir auf, dass im letzten Jahr eine Lebenslüge unserer Gesellschaft geplatzt ist: Wir können nicht weltoffen, tolerant, human und wohlhabend sein und gleichzeitig glauben, es kommen nur die zu uns, die wir einladen.

Wanderung und Beheimatung gehören zur Menschheitsgeschichte. Das Sehnsuchtsziel im 19. Jahrhundert: Amerika. Die deutsche Auswanderung verlief über Hamburg, einem

Herzstück unserer Nordkirche. Und niemand käme auf die Idee, diese Menschen als Wirtschaftsflüchtlinge zu diskreditieren. Nein, wir haben ihnen ein Museum gewidmet.

Nicht Migration ist ethisch begründungspflichtig, sondern ihre Verweigerung. Gesteuert werden müssen Wanderungsbewegungen natürlich. Doch wir sind als Christen nicht frei, Solidarität auf die zu begrenzen, die schon immer hier waren – jedenfalls in der gefühlten Erinnerung.

Schon das Alte Testament benennt den Auftrag: „Ein Fremdling soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst“. In neuer Qualität drückt dies die Botschaft Jesu aus: „Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich aufgenommen“. Der, dem wir Christen nachfolgen, identifiziert sich mit den Fremden. Die Fremden – das sind nicht mehr „die Anderen“, sondern Teil der eigenen Existenz. Zugleich wissen wir: An diesem hohen Anspruch scheitern wir immer wieder. Doch Gott hält dennoch an uns fest.

Darum gibt es diesen zweiten Auftrag, den Luther entdeckte, als er die Bergpredigt las und zusammenbrachte mit dem, was Paulus von weltlicher Herrschaft sagt: Es gibt zwei Herrschaftsweisen Gottes: Durch Liebe wirkt er einerseits, durch Recht und Macht andererseits. Christlicher Glaube ist realistisch. Er sieht, dass ein Land nicht alles leisten kann, dass Gesellschaft klug organisiert werden muss. Darum: Zuzug auf Dauer: Ja – aber bewusst gestaltet. Wir brauchen Einwanderungsgesetze und europäische Gemeinsamkeit mit verlässlichen Regelungen, mehr Europa, nicht weniger. Menschen geben, die zurückziehen, solche, die weiterziehen und vor allem ganz viele, die in anderen Erdteilen auf der Suche nach Heimat bleiben.

Doch auch für sie können wir eintreten. Unsere Stimme ist von Bedeutung, wenn es darum geht, eine humanitäre Weltinnenpolitik mit zu entwickeln, wenn es darum geht, endlich die von den Vereinten Nationen festgelegte Quote von drei Prozent des Bruttonettoproduktes der reichen Länder für die Entwicklung der armen Länder umzusetzen. Und wenn es darum geht, Politik zu unterstützen, die Schluss macht mit wirtschaftlichem Handeln hier, das Menschen in die Flucht treibt auf der anderen Seite der Erdkugel.

Neben verheerenden Kriegen und den Folgen des globalen Klimawandels haben auch die unzureichenden Leitplanken der Globalisierung zu einem Anwachsen von Flucht und Migration geführt. Ungleichheit im globalen Maßstab nimmt zu. Deutschland als führende Exportnation verdankt seinen Wohlstand auch dem weltweiten Handel. Deshalb ist es ein

Gebot der Fairness, wenn Deutschland als Globalisierungsgewinner auch für ihre schwierigen Folgen – für Flucht und Migration – Mit-Verantwortung übernimmt.

Ich bin dankbar, dass unsere Landessynode sich einmischt mit ihren Beschlüssen zu Klimagerechtigkeit und zum Frieden. Ich bin dankbar, dass wir groß denken, weil wir groß glauben dem, der unser Friede ist: Christus. Von ihm kommt die Vollmacht, Verantwortung zu übernehmen.

Als Deutschland und andere Länder Europas Kolonien gründeten, da haben sie als „Einwanderer“ nicht danach gefragt, wie viele Fremde jene okkupierten Regionen und ihre Kulturen wohl vertragen können. Da hat man nicht gefragt, ob man teilen dürfte mit denen, die schon immer da waren. Man hat sich genommen, was man meinte zu brauchen. Bis heute sind die Spuren der kulturellen Überforderung und des Raubes in weiten Teilen vor allem Afrikas sichtbar, spürbar. Ich habe gesehen, wie man in Südafrika Kohle abbaut. Wie die Erde ausglüht dabei. Wie das Wasser dauerhaft vergiftet wird: durch eine Wirtschaft mit nach wie vor kolonialen Strukturen. Wer arm ist, der ist meist immer noch schwarz. Wer reich, in der Regel weiß. Wir könnten und müssten aus der eigenen Kolonialgeschichte lernen für unseren Umgang mit denen, die zu uns kommen wollen. Und wir müssten sehen: was wir hier erleben an Migration und Flucht, ist nicht der Anfang der Fluchtgeschichte. Es ist gut, dass der Deutsche Bundestag im Jahr 2015 anerkannt hat, dass die Deutschen im heutigen Namibia einen Genozid an den Herero verübt haben. Diese Anerkennung wird uns helfen, wenn wir im nächsten Jahr die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Windhoek erleben. Das Eingeständnis der Schuld ist der Anfang der Arbeit an den Gründen der Flucht- und Migrationsbewegung! Ein Stopp der Waffenexporte in instabile Länder; das Beenden der Zusammenarbeit mit Diktatoren wären nächste, unbedingt nötige Schritte. Auch für diese Mahnung sehe ich uns bevollmächtigt aus der Schrift: „Es soll nicht geschehen durch Heer und Kraft, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr...“ (Sacharja 4, 6b)

Wir haben erneut zu lernen: wir leben in einer Welt. Wir haben nicht die Freiheit, uns nicht verantwortlich zu fühlen füreinander! Wir sind eine Familie Gottes, leben in seinem Frieden, stehen auf für seinen Schalom, gesandt in die Welt, um den Armen die gute Nachricht zu bringen: „Fürchtet euch nicht. In der Welt habt ihr Angst, aber siehe: ich habe die Welt überwunden...“

Unsere Kirchengemeinden haben in der Zeit seit dem Spätsommer 2015 große Werke getan – das sage ich ganz bewusst. Sie haben die Augen nicht verschlossen, sondern Tausende ehrenamtliche Helfer und Helferinnen waren da, blieben da, reichten die Hand und verbanden die Wunden, wie sie es konnten. Sie haben geteilt mit den Fremden. Und die Diakonischen Werke und mit Ihnen Hunderte von Hauptamtlichen haben ein Übriges eindrucksvoll getan: Von der professionellen Einzelfallhilfe bis hin zum Schaffen ganz neuer

Hilfstrukturen. Unseren Beauftragten für Migration und Flüchtlinge spreche ich mit Respekt meinen besonderen Dank aus! Ebenso den Beauftragten in den Kirchenkreisen: eine Investition, die Großes bewirkt!

Ich bin überzeugt, dass der Rückblick auf diese Phase unter die Überschrift „Macht“ gehört. Hier war die Voll-Macht am Werk, die der Auferstandene selbst verleiht. Ihre Ausstrahlungskraft war enorm und zog auch Menschen an, die nicht unsere Mitglieder sind. Die „drinnen“ und die „draußen“ kamen zusammen, weil eine Macht sie dazu brachte, die wir nie bis in ihre Tiefen werden durchdringen, verstehen oder selbst hervorrufen können. Die Zukunft seiner Kirche, die wir oft „unsere Kirche“ nennen, liegt darin, dieser Macht Vertrauen zu schenken: der Gott, dem wir glauben, ist in seiner Barmherzigkeit und Gnade allmächtig! Er selbst ist am Werk, wenn Menschen sich zuwenden denen, die am Boden liegen, die nicht wissen wohin.

Das Thema Flucht begleitet die Nordkirche, die Erste Kirchenleitung und mich als Landesbischof jeden Tag. Es war ein guter Moment, als in allen Kirchenkreisen die Stelle des oder der Flüchtlingsbeauftragten besetzt war. Ich konnte ihren Konvent besuchen und von ihnen hören. Ihre Sachkenntnis und ihr ungeheurer Einsatz sind beeindruckend, und tief berührt hat mich die geistliche Tiefe, mit der sie ihre Aufgabe annehmen.

Die Resonanz der Kommunen, Landkreise und Länder auf dieses Handeln unserer Kirche ist sehr positiv. In ihrem Brief zu meinem 65. Geburtstag hat Kanzlerin Merkel diesen Aspekt in den Mittelpunkt gestellt: Sie dankt der Nordkirche für diesen Dienst.

### **3. Angst, Ablehnung und Populisten**

Seit den Anschlägen von Paris, seit Würzburg, Ansbach und München, seit den Ereignissen der Silvesternacht in Köln und Hamburg, spüren wir immer stärker die Macht einer sich verbreitenden Angst.

Angst braucht, damit sie uns nicht beherrscht, als therapeutische Begleiterin die Vernunft, braucht den Sinn für Fakten. Der ruhige Blick auf unseren Kontinent lehrt uns: Deutschland ist eines der wohlhabendsten, sichersten, stärksten Länder Europas. Deutschland ist das einzige große Land auf diesem

Kontinent, das nicht gleich dichtgemacht hat. Das Land mit zigtausenden Angestellten und Beamten, die über sich hinausgewachsen sind und hunderttausende Flüchtlinge versorgt haben. Unterstützt von zehntausenden Freiwilligen. Das war und ist eine unglaubliche Kooperation. Ende 2016 fällt es aber schwer, dies noch so zu sehen. Nicht nur wegen ängstigender Anschläge und zunehmender Gewaltbereitschaft. Es sind die Parolen und die Erfolge der Rechtspopulisten bei uns und in anderen Ländern. Viele AfD-, viele Le Pen- und viele Trump-Wähler sehen sich dem Lauf der Welt ohnmächtig gegenüber: Menschen, die mit der Komplexität der digitalen Welt, der industriellen Revolution 4.0 nicht klarkommen. Denen die vielen Ideen und Lebensstile unheimlich sind, die sich in der globalisierten Welt mischen.

Es ist wohl so: Die Welt wird immer komplexer, die Globalisierung produziert Unübersichtlichkeit und Opfer. Die Sehnsucht nach einfachen Antworten wächst – Einladung für Populisten aller Art und Richtung. Und viele finden sich nicht mehr zurecht. Nicht wenige Deutsche fühlen sich als Fremde hier. Und in den anderen Fremden, den Flüchtlingen, erahnen sie Menschen, die das Gleiche wollen wie sie: mehr Sicherheit. Besseres Leben. Der Kampf gegen die Integration von Migranten und Flüchtlingen ist auch eine Projektion der eigenen Fremdheit: ich bin fremd und keiner kümmert sich! Zur Hölle mit euch!

Man sehnt sich zurück zur alten Welt, die in der Erinnerung sich zur Überschaubarkeit verklärt.

Und wir? Wir gehören ja mit zu der Elite. Auch wir sind Ziel des Hasses und der Anklage: über Flüchtlinge redet ihr, aber unsere Probleme könnt ihr nicht lösen. Auch bei euch finden wir kein Zuhause.

Wir werden beraten und überlegen müssen, wie wir als Kirche Jesu Christi alle Fremden gleichermaßen lieben und ehren! Und wir werden daran arbeiten, dem Populismus mit unserer klaren Botschaft von der Liebe Gottes, die allen Menschen gilt, zu begegnen.

Den Populisten überlassen wir nicht die Köpfe und Herzen derer, die aus Verunsicherung nach einfachen Antworten suchen. Und wir halten das Faktum wach und uns und anderen vor Augen, dass mehr als drei Viertel der Bevölkerung zum Ausdruck bringen: dass sie die Kräfte schätzen und stützen, die die Demokratie freisetzt.



„Man muss gegen den Irrsinn von Faktenleugnern, Lügenverbreitern und Vereinfachern vorgehen. Selbst einer werden darf man dabei nicht“ sagt der Journalist Heribert Prantl von der Süddeutschen Zeitung in einem Kommentar.

Auch in unseren Gemeinden treffen wir zunehmend auf Menschen, denen der Aufwand für die Geflüchteten zu viel wird und die auf die Armen in unserer Gesellschaft verweisen. Wir tun gut daran, uns so ansprechen zu lassen. Und können antworten: In unseren Kirchengemeinden und ganz besonders in unsere Diakonie geschieht genau das. Da stehen Menschen an der Seite der Geflüchteten. Und da treten Menschen ein für die Elenden hier. Für die Deklassierten und Heimatlosen, die schon immer in diesem Land waren. Sie bleiben dabei, jeden Menschen in seiner Würde zu sehen. Mit ihrem Grundsatz: „Wir lassen niemanden zurück!“ ist das segensreiche Handeln der Diakonischen Werke ein eigenes, intensives Kapitel, zu dem Sie durch die Berichte in diesem Jahr schon viel erfahren haben. Und das gehört zu den Fakten! Auch dies eine Ermächtigung aus der Mitte der Schrift. Beten und Tun des Gerechten gehören zusammen.

Wie wichtig diese Haltung ist, hat auch der 4. September dieses Jahres gezeigt: die Alternative für Deutschland zog mit 20,8 Prozent der Wählerstimmen als zweitstärkste Fraktion in das Schweriner Parlament und damit in den neunten deutschen Landtag ein. Inzwischen ist ein weiterer hinzugekommen.

Der rechte Parteiflügel der AfD war im Wahlkampf nicht zu überhören. Vor allem die Flüchtlingspolitik wurde zum Wahlkampfthema gemacht, obwohl in Mecklenburg-Vorpommern unter 1,6 Millionen Einwohnern nur wenige Flüchtlinge leben und auch die Zahl der Menschen mit Migrationshintergrund hier vergleichsweise gering ist. Sie wurden zu einer Projektionsfläche.

Wer sich über Abgrenzung definiert, braucht sich auch keine Gedanken zu machen über Antworten auf die Herausforderungen in der Moderne. Das alles ist aber kein Gewinn persönlicher Freiheit, sondern ihr drohendes Ende. Christliches Verständnis von Person und Gesellschaft ist dagegen bestimmt von sich öffnender, kommunikativer Freiheit, die den Menschen in Verantwortungsbeziehungen gegenüber Gott und den Mitmenschen stehen sieht.

Unser eigentliches Thema als Kirche sind nicht Parteien, sondern die Menschen. Menschen mit Ängsten und Sorgen, Menschen mit Hoffnungen und Visionen. Sie wollen wir erreichen. Wir begleiten auch die Politikerinnen und

Politiker der AfD, die durch demokratische Wahlen in politische Ämter berufen worden sind – wenn sie sich als Demokraten erweisen. Beim Gottesdienst zur Eröffnung des neuen Landtags in Schwerin und zum Empfang der Nordkirche am 31. Oktober in Sternberg haben Bischof Abromeit und Bischof von Maltzahn in der nötigen Klarheit die Werte und Grundlagen benannt, die uns tragen und an denen wir Abgeordnete messen, und wenn es um die Wahlen in die Kirchengemeinderäte und Gremien geht, so haben wir einen Abschnitt in unserer Verfassung, der uns alle bindet. Als Nordkirche unterstützen wir kritisch und konstruktiv alle, die in ihrem verfassungsmäßigen Auftrag oder ihrem zivilgesellschaftlichen Engagement Beiträge leisten, um unsere Gesellschaft demokratisch und sozial zu gestalten. Wir arbeiten zusammen mit den Frieden stiftenden und Frieden suchenden Kräften in allen Religionen. Wir wissen: Dies ist ein gutes Land für alle. Es ist ein gutes Land für die Vielfalt – der Lebensformen, der Kulturen, der Religionen. Es hat genug Platz, genug Ideen und genug Liebe. Niemand muss fürchten, dass nicht genug für alle da wäre. Aber wir werden uns einsetzen dafür, dass alle ausnahmslos teilhaben können an der uns geschenkten Fülle – in jedem Bundeslandes im Gebiet der Nordkirche.

Wir werden uns dafür einsetzen, dass die Starken in unserer Gesellschaft entsprechende Verantwortung übertragen bekommen für die Schwachen und Elenden. Denn das ist unser Menschenbild: in jedem Menschen – stark oder schwach, schwarz oder weiß, Mann oder Frau, krank oder gesund begegnet uns Gott selbst, sein Ebenbild. Und in jedem, der nach Hilfe sucht und fragt, in jedem Verfolgten und Bedrohten sehen wir den Gekreuzigten Herrn der Welt: den, der überwindet!

Blicke ich vor diesem Hintergrund auf die vergangenen Monate, denke ich: Vielleicht sehen wir uns mehr denn je nach der Macht, die die Gewalt für immer verjagt, und alle Menschen in Frieden zueinander führt. Gleichzeitig nähern wir uns der Erkenntnis, dass in der gegenwärtigen Lage wohl darin unsere Aufgabe liegt, als Geschwächte den Schwachen beizustehen. Und: Dass wir darauf achten müssen, Systeme der Unterstützung für die Helfenden zu stärken und neu zu installieren.

Wer sich die Kirchen- und Kommunalgeschichte unserer Regionen und Bundesländer ansieht, wird so etwas wie ein Naturgesetz finden: Die Landstriche, in denen wir leben, sind durch Zuwanderung letztlich immer wohlhabender geworden. Wohlhabender und auch frömmer.

Zuletzt durch die Millionen Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg, die unsere Kommunen und Kirchengemeinden lebendiger, bunter gemacht haben, die schwer geschuftet haben, um sich und ihre Familien wieder in sichere Verhältnisse zu bringen. Mit ihrem Fleiß haben sie das Land maßgeblich mit aufgebaut und die Wirtschaft wieder zum Florieren gebracht.

Das Land, in das Gott uns jetzt hineinführen wird, ist voll von Möglichkeiten, von Chancen und Gefahren. Von Herausforderungen, auf die wir reagieren müssen. Von Perspektiven, die wir ergreifen können. Lassen Sie uns gemeinsam darauf zugehen.

Und wenn Gott uns durch die Zeiten hinführt in ein neues Land, dann lässt er uns nicht allein. Dann gibt er uns einen reichen Schatz an Erfahrungen mit. So haben wir die biblische Überlieferung von Mose, der einst mit seinem Volk auch an der Schwelle zu einem neuen Land gestanden hat. Was hat er getan? Er hat zunächst einmal Kundschafter ausgesickt.

„Verschafft Euch selbst eine Idee von dem Land, das vor Euch liegt. Erkundet seine Möglichkeiten. Gewinnt Perspektiven auf das Land!“ Und Mose – ganz modern – hat dabei auf Beteiligung gesetzt. Aus jedem seiner zwölf Stämme hat er einen Kundschafter ausgewählt. „Prüft und erkundet selbst“ – das ist besser als 1000 Worte von oben.

Und dann kommen die Kundschafter zurück. Das Bild haben Sie vielleicht vor Augen: Zwei Männer schleppen an einer großen Stange eine riesige Weitraube. Die Chancen des neuen Landes sind gewaltig. Aber die Angst ist größer: Die Menschen in dem neuen Land seien ganz und gar unheimlich: Hoch gewachsen; Riesen! Das neue Land wird uns nicht ernähren, das neue Land wird uns fressen! Auch das sind Perspektiven auf ein Land. Oft steckt die Katastrophe schon in der Perspektive, in dem Blick, den wir wählen.

Der erste Übergang des Mose und seines Volkes in ein neues Land ist bekanntlich gescheitert. Die Mose-Generation hat es nicht in das gelobte Land geschafft. Sie mussten zurück in die Wüste. Sie wurden gehindert durch ihre Angst vor Riesen. Angst an sich ist gut, sie ist lebenswichtig, sie schützt uns. Es gibt aber auch Scheinriesen. In der Entfernung sind sie Giganten. Furchteinflößend. Nur nicht näherkommen lassen. Bloß nicht auf sie zugehen. Stattdessen alles Schreckliche, Gefährliche in sie hineinprojizieren. Dabei: Je näher wir uns an sie herantrauen, umso kleiner, normaler werden sie. Und plötzlich merken wir: Sie sind wie wir.

## **4. Die Nordkirche – eine ehrliche Gratulation**

Ein halbes Jahr vor dem fünften Geburtstag der Nordkirche (den wir nicht eigens feiern werden, weil wir mit den Ereignissen um eine andere Fünf mit zwei Nullen dahinter mehr als ausgelastet sind) möchte ich darum an dieser Stelle einige vorgegriffene Sätze einer Geburtstagsrede sagen.

Die Nordkirche – das ist viel mehr als eine Fusion. Es ist ein beispielhafter Weg des Aufeinander Zu- und dann Miteinander-Weitergehens. Geprägt vom festen Willen, einander „auf Augenhöhe“ zu begegnen. Dem Partner nicht Bedeutung nach seiner Mitgliederzahl oder ökonomischen Stärke beizumessen. Vielmehr diese Bedeutung als gegeben zu glauben, weil jede der drei Kirchen aus Ost und West, die hier zusammenkamen und nun zusammenwachsen, Teil des durch die Zeit wandernden Gottesvolkes ist und Anteil hat an der Verheißung: Gottes Versöhnung mit uns ermöglicht auch Versöhnung zwischen Menschen.

Es ist auch ein Zeichen gegen problematische ökonomische und soziale Trends.

Denn gleichzeitig verringert sich der gesellschaftliche Zusammenhalt in unserem Land. Angesichts dieser bedenklichen Entwicklung ist die Entstehung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland auch ein zukunftsweisendes Projekt zur Stärkung des Miteinanders in unserem Land.

Ein Projekt, in dem es unterschiedliche Perspektiven der daran beteiligten Kirchen und der verschiedenen Gruppen in ihnen gab und gibt. Ein Weg, bei dem Widersprüche und Konflikte, Krisen und Enttäuschungen nicht ausblieben. Wir können dies leben, weil wir nicht für uns selbst unterwegs sind. Wir sind als Gemeinschaft der Getauften, als Teil der Familie Gottes unterwegs, weil Er uns ruft, das Wort zu verkündigen, das die Versöhnung predigt. Und genauso ist es ein gemeinsamer Weg, in dem vielfältige geistliche und theologische Traditionen in unserer neuen Kirche zusammenfließen, noch fließen, sich entfalten und gerade in ihrer Unterschiedlichkeit sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern bereichern – durch alles hindurch, was uns aneinander „genervt“ hat oder noch „nervt“. Wir brauchen Geduld miteinander. Und der Mut, Eingefahrenes zu verlassen, muss ständig wachsen: die Debatte um ein gemeinsames Arbeitsrecht zeigt das (dazu habe ich im September berichtet). Und das zeigt auch, dass wir in mancher Hinsicht noch nicht so weit sind, wie wir manchmal glauben zu sein. Ich danke allen auf allen Ebenen unserer Kirche für den Dienst am Zusammenwachsen.

Ich selber bin sehr viel unterwegs in Mecklenburg und Pommern – so viel, dass ich meinen Predigtauftrag im Schweriner Dom selbst nur unzureichend erfüllt habe. Und überall stoße ich auf große Bereitschaft, sowohl das Eigene, das Gewachsene, Vertraute zu bewahren, als auch sich zu öffnen für die Chancen des Größeren, Gemeinsamen.

Wie wunderbar die Vielfalt sein kann, haben wir auch beim Chorfest „Dreiklang“ in Lübeck dieses Jahr erlebt. Drei Tage lang war die Hansestadt erfüllt von unserer Musik: von dreitausend Sängerinnen und Sängern in die Stadt hineingesungen. In 26 Chor-Ateliers, mit den Jugendchören im Dom, in vielen Konzerten, Chornächten und in 30 musikalisch wundervoll gestalteten Gottesdiensten wurden Kirchen, weltliche Räume und Marktplätze mit Klang erfüllt. Ein einziges großes Gotteslob, das in den Himmel gesungen wurde. Und die Lübecker haben sich anstecken lassen von der Begeisterung der Choristen. So hat sich die Musik der 3000 wie eine große Welle immer weiter verbreitet und die ganze Stadt erfüllt. Das war Verkündigung des Wortes Gottes mit Freude, Lust und Schönheit! Danke allen dafür.

## **5. Neue gemeinsame Schritte mit den katholischen Geschwistern**

In seiner Vorlesung über den Galaterbrief schreibt Martin Luther 1531: „Wenn wir das erlangen, dass allein Gott aus der reinen Gnade durch Christus rechtfertigt, dann wollen wir den Papst nicht nur auf Händen tragen, sondern ihm die Füße küssen.“<sup>3</sup>

Hier müsste ich jetzt berichten über meinen Besuch bzw. den Besuch des Papstes in Lund und Malmö. Aber darüber ist genug berichtet. Nur dies: Mir fällt zunehmend auf ein protestantischer „Papst-Hype“. Franziskus ist ein guter Papst. Aber wir folgen eigentlich einem anderen Kirchenbild.

Wir gehen auf die 500. Wiederkehr der Reformation zu. Wir gehen diesen Weg reflektierend, geistlich, und wir wollen die theologischen Anstöße von damals für die heutige Zeit fruchtbar machen. Für uns Lutheraner auf der Weltebene wie auch für Protestanten in Deutschland und in der Nordkirche allemal ist dabei völlig klar, dass wir diesen Weg nur zusammen mit der römisch-katholischen Kirche gehen können und wollen. Gerade weil vor 500 Jahren die historischen Ereignisse Martin Luther und viele andere in Auseinandersetzungen und Konflikt mit ihrer Kirche gebracht haben, an deren Ende gegenseitige Verletzungen, die Trennung und gegenseitige

---

<sup>3</sup> In epistolam S. Pauli ad Galatas Commentarius (1531), 1535, in: WA 40 I, 181, 11 - 13

Lehrverurteilungen standen, gerade deshalb wollen wir heute geschwisterlich bedenken, wie viel wir mittlerweile als gemeinsamen Glaubensschatz wiederentdeckt haben: Hier ist meines Erachtens besonders das ‚solus Christus‘, und das ‚solo verbo‘ hervorzuheben, die im Zentrum lutherischen Denkens stehen und über die heute eine große ökumenische Einigkeit herrscht, die uns die Möglichkeit gibt, das Reformationsjubiläum ökumenisch als Christustag zu feiern.

Vor mehr als 50 Jahren hat von katholischer Seite aus das Ökumenismusdekret die Tür zu diesem Miteinander unserer Kirchen geöffnet. Am Anfang des Dekrets heißt es: „Die Einheit aller Christen wiederherzustellen zu helfen ist eine der Hauptaufgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils. Denn Christus der Herr hat eine einzige und einzige Kirche gegründet.“ Diese Worte haben den seither anhaltenden lutherisch-katholischen Dialog eröffnet. Eines der wegweisenden Dokumente dieses Dialogs ist die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ aus dem Jahr 1999. Unsere Kirchen konnten über eines der schwierigsten Themen, das Jahrhunderte den Gegensatz zwischen Katholiken und Lutheranern markierte, einen differenzierten Konsens herstellen. Im kommenden Sommer wird auch die Reformierte Weltgemeinschaft in Wittenberg diesen Konsens unterschreiben, und ich freue mich, als Vorsitzender des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes dies in Wittenberg zu begleiten. Und gleichzeitig als Landesbischof, der zum Ausdruck bringt: Die Nordkirche will den Weg zu größerer ökumenischer Gemeinschaft.

Bei meinen Besuchen beim ehemaligen Papst Benedict XVI und beim jetzigen Papst Franziskus haben wir jeweils gemeinsam betont, dass unsere Kirchen (der von beiden Päpsten jedenfalls dann und wann gebrauchte Plural ist schon ein Ausweis tiefgreifender Entwicklungen in der Ökumene) Schaden nehmen würden, gingen sie den Weg der Ökumene, den Weg, der die Einheit sucht, nicht weiter. Jeder Stillstand ist und wäre eine gefährliche Körperverletzung am Leib Christi. Der jetzige Papst setzt Zeichen, die vorher nicht aus dem Vatikan erwartet worden sind – so brachte er zum Beispiel zu einem Gottesdienst bei der Deutschen Lutherischen Gemeinde in Rom als Gastgeschenk einen Abendmahlskelch mit! Dies ist mehr als ein „Wink mit dem Zaunpfahl“. Dies ist die Herausforderung und Aufforderung, die schmerzlichste Trennungserfahrung endlich zu überwinden. Die Einladung Jesu an seinen Tisch

gilt allen. Und diese Einladung darf nicht nur von allen gehört werden, sondern „wir werden nicht ruhen, bis wir diese Einladung auch tatsächlich alle werden annehmen dürfen“ – so habe ich es in meinem Grußwort nach dem Pontifikalamt zum 75. Geburtstag von Weihbischof Dr. Hans-Jochen Jaschke am 8. Oktober in Hamburg gesagt.

Wir sind auf einem Weg „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“. Doch dürfen wir nicht im Erreichten verharren, sondern sollen glaubend, denkend und liebend diesen Weg zu einer vertieften Gemeinschaft der unterschiedlichen und zu unterscheidenden Kirchen weitergehen, einer Gemeinschaft, die wächst, je stärker uns gemeinsame Christuserfahrung und -erkenntnis gelingen.

Ich persönlich bin ein großer Freund einer wertschätzenden Erkundung in Sachen Ökumene und freue mich sehr, in Erzbischof Heße und auch in seinem Amtsbruder Koch aus Berlin bischöfliche Brüder in Christus zu haben, denen ebenso das Gemeinsame und Verbindende unserer beiden Konfessionen am Herzen liegt.

Die Nordkirche, das Erzbistum Hamburg und viele beteiligte Gemeinden laden ein zu einem ökumenischen Dreiklang auf dem Weg zum 500.

Reformationsgedenken: Am Vorabend des Ersten Advent nach Schleswig zu einem Gottesdienst zum Thema „Hoffnung für die Welt“. Am Karfreitag zum Ökumenischen Kreuzweg in Lübeck sowie am Ostermontag zu einer Vesper in Hamburg zum Thema „Versöhnt zu neuem Leben“. Am Pfingstmontag 2017 sind alle eingeladen zu einem Gottesdienst und einem Mittagssmahl unter der Überschrift „Gemeinsam die Stimme erheben“. Verbunden mit diesem Dreiklang ist der 3. Ökumenische Kirchentag Vorpommern im September 2017 in Greifswald.

In einem Ökumenischen Bischofswort, das am 5. Oktober dieses Jahres veröffentlicht wurde, haben wir diesen Weg zu vertiefter Gemeinschaft theologisch reflektiert und geschrieben: „Im Gespräch über unseren Glauben, im gemeinsamen Gebet und Engagement erleben wir uns als Schwestern und Brüder. Konfessionsverbindende Familien, ökumenische Gruppen, nachbarschaftlich verbundene Gemeinden und viele andere Formen des Miteinanders drücken dies in lebendiger Weise aus. Gerade sie spüren in der Verbundenheit besonders den Schmerz der Trennung. Wir sind dankbar für ihr Zeugnis und bitten sie ausdrücklich, ihrem Weg treu zu bleiben.“

Durch die Taufe gehören wir zu Christus und sind untereinander verbunden: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (Epheser 4, 5). In ihm sind wir schon eins. Dennoch übersehen wir nicht

die offenen Fragen, die uns belasten. Wir lassen uns aber nicht von unserem ökumenischen Weg abbringen. Durch unsere Verbundenheit in Christus hoffen wir, dass überwunden werden kann, was uns noch trennt.“

Die neue Chiffre „Christusfest“ bietet große Chancen. Sie führt weiter als die in den letzten Jahren favorisierte „Ökumene der Profile“, die immer Gefahr läuft, in den Fluchtlinien von Reformation und „Gegenreformation“ das Trennende mehr zu betonen als das Gemeinsame. Inzwischen bekennen sich alle christlichen Kirchen als „semper reformanda“. Entscheidend wird sein, dass wir lernen, dauerhaft aneinander zu wachsen, zu reifen und die Reformen der anderen auch als für uns wertvoll zu erkennen – um des gemeinsamen christlichen Zeugnisses willen. So kann die Reform der einen Kirche auch zur Reform der anderen werden und diese „Mitreformation“ zu einem gemeinsamen geistlichen Schatz.

„Alle Macht in der Kirche muss zur Besserung dienen.“ Wir sind bei „muss“ oder der Frage:

## **6. Wie gehen wir mit der Autorität um, die uns gegeben ist?**

### **6.1. Gottesbezug in der Verfassung**

Die Autorität der Kirche, auf die Luther mit seinem Ausdruck „muss“ hinweist, ist die von Jesus Christus verliehene: „Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöst sein.“ (Mt 18,18)

Kirche Jesu Christi ist kein Selbstweck. Sie ist Dienerin. Von dieser Verpflichtung her haben wir unseren Einsatz für einen Gottesbezug in der Präambel der Schleswig-Holsteinischen Landesverfassung verstanden. Wir haben betont, dass der Bezug auf Gott in einer Verfassung kein kirchliches Eigeninteresse ist, sondern ein nötiges Demuts-Korrektiv angesichts der Machtentfaltung des Staates.

Auch wenn wir nicht alle überzeugen konnten: Ich danke allen, die in der Volksinitiative mitgearbeitet haben. Dass wir uns gemeinsam mit dem Erzbischof Hamburg, mit dem Landesverband der jüdischen Gemeinschaft in Schleswig-Holstein und mit dem Zentralrat der Muslime für die auf mühevolem Weg errungene Formulierung eingesetzt haben, machte auch deutlich, wie diese Gemeinschaften ihre jeweilige Autorität verstehen: Nicht absolut, nicht einklagbar, auch nicht erkämpft. Sondern jeweils verliehen – und dies



verbunden mit der Verpflichtung, die Autorität der anderen Gemeinschaft anzuerkennen und sich mit ihr Seite an Seite zu stellen. Allein das war und bleibt ein wichtiger Beitrag für eine Debatten-Kultur in dem Land Schleswig-Holstein und ist darüber hinaus beispielhaft.

Dass die Abstimmung am 22. Juli so knapp das Ziel verfehlte, ist höchst bedauerlich. Die Unterlegenen haben jedoch betont, für wie wertvoll sie die angestoßene Debatte halten – und sie haben damit mehr getan, als „sportlich vom Platz“ zu gehen. Denn wenn wir das Jahr 2016 nach seinen Krisen beurteilen, dann müssen wir insgesamt von einer Krise der Demokratie und ihrer Institutionen sprechen. Anfang August titelte die Wochenzeitung „DIE ZEIT“: „Der Kampf um die Demokratie hat begonnen“; in der Juli-Ausgabe des Newsletters der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft heißt es: „Die westlichen Gesellschaften befinden sich zur Zeit in einer Lage, die in der Fachliteratur als „Krise der Repräsentation“ oder sogar schon als „Postdemokratie“ bezeichnet worden ist. (...) Besonders (könnte) den Kirchen in Deutschland die Aufgabe zukommen, den Diskurs über die Demokratie anzuregen und sich für die Umsetzung von Einsichten, die dieser Diskurs befördert, zu engagieren.“ Ich denke, in Schleswig-Holstein ist dazu von den an der Volksinitiative Beteiligten ein wichtiger Beitrag geleistet worden; wir haben den vielen Freiwilligen bei uns für die gute Gemeinschaft genauso zu danken wie den Katholiken, den jüdischen und islamischen Gemeinden.

## **6. 2. Abschaffung der Frauenordination in Lettland**

Die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lettland (ELKL), in der die Ordination von Frauen bereits 1975 eingeführt worden war, hat am 3. Juni 2016 durch eine Änderung der Verfassung den Zugang zum Pfarramt auf Männer eingeschränkt. Die Nordkirche, andere lutherische Kirchen, der Lutherische Weltbund und ökumenische Zusammenschlüsse hatten deshalb schon seit längerem das Gespräch mit der ELKL gesucht, um sie theologisch zu überzeugen, diese fatale Entscheidung nicht zu treffen. Den schließlich doch vollzogenen Schritt der ELKL habe ich mit tiefem Bedauern und – ich muss es so deutlich sagen – mit Unverständnis entgegengenommen: Als Landesbischof der Nordkirche, als Leitender Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und als Vorsitzender des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes.

Das biblische Zeugnis bekennt die Gleichheit aller Menschen als Gottes Ebenbilder und anerkennt die Gaben aller, die in der Taufe durch den einen

Geist zu neuen Kreaturen verwandelt worden sind. Die Einheit in Christus überwindet geschlechtsbezogene, ethnische, soziale und wirtschaftliche Unterschiede: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ So wird diese frohe Botschaft von Paulus im Galaterbrief zum Ausdruck gebracht (3,28). Ein entscheidender Aspekt dieses biblischen Zeugnisses ist die volle Gemeinschaft von Frauen und Männern in Christus. Die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Kirche ist Ausdruck und Zeichen, dass wir uns unter die Herrschaft Gottes stellen.

Gerade für uns Lutheraner kann es in geistlicher Hinsicht einen Unterschied zwischen Mann und Frau nicht geben. Alle Christen sind in gleicher Weise durch die Taufe zu Gliedern der Kirche und zur Priesterschaft berufen: „Was aus der Taufe gekrochen ist, das darf sich rühmen, dass es schon zu Priester, Bischof und Papst geweiht sei“, so schreibt Martin Luther in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“. Die umfassende Teilhabe am und die volle Gleichstellung im kirchlichen Leben für Männer und Frauen ist Ausdruck einer vertieften Einsicht in unser reformatorisches Bekenntnis.

Bereits am 29. Juni 2015 hatte ich in einem Schreiben an Erzbischof Vanags und die Kirchenleitung der ELKL meiner tiefen Besorgnis über den eingeschlagenen Weg Ausdruck verliehen. Ich habe auf die Belastung hingewiesen, die die Verweigerung der Frauenordination für unsere vertraglich vereinbarte Partnerschaft bedeutet. Gleichzeitig habe ich angeboten, über dieses Thema in ein sachliches, geschwisterliches Gespräch mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lettland einzutreten. Bischof Magaard war mit Mitgliedern des Konvents der Pröpstinnen und Pröpste in Riga und hat mit Erzbischof und Kirchenleitungsmitgliedern gesprochen. Ich danke Dr. Klaus Schäfer und OKR Wolfgang Vogelmann dafür, dass sie an der Synode in Lettland nicht nur teilgenommen haben, sondern auch nach der Entscheidung dort das Wort ergriffen haben. Dies ist mit Respekt und Achtung wahrgenommen worden. Wir sind nicht beleidigt – aber doch besorgt.

Mir ist es wichtig, dass wir auch nach dieser Synodenentscheidung mit allen lutherischen Kirchen in Lettland im Gespräch bleiben. Wir brauchen dieses Gespräch vor allem aus den theologischen Gründen, die ich gerade genannt habe.

Unsere Partnerschaft kann nach dieser Entscheidung nicht unverändert fortgeführt werden. Die ELKL hat – das sage ich deutlich – eine einsame Entscheidung gefällt. Die Kirchen des Lutherischen Weltbundes, zu dem die

ELKL und die Nordkirche gehören, befinden sich seit 30 Jahren auf dem Weg zur Anerkennung der Frauenordination durch alle Mitgliedskirchen. Bei allen fünf Vollversammlungen in diesem Zeitraum ist dieses Ziel bekräftigt worden. Die ELKL ist die erste und einzige Kirche, die diesen Weg erst mitgegangen ist und ihn dann widerrufen hat – und zwar durch einen Eintrag in die Verfassung. Der Rat des LWB, dessen Mitglied die ELKL ist, hat sich bei seiner Versammlung im Juni in Wittenberg „zutiefst betrübt und besorgt über den Beschluss“ gezeigt und weiter gesagt: „Wir teilen den Schmerz und die Trauer unserer Schwestern und Brüder in der ELKL über die Beschränkung des Pfarramtes auf Männer. Wir glauben, dass die gesamte Kirche und unsere gesamte Gemeinschaft leiden, wenn die Fähigkeiten von Frauen zum Dienst in der Kirche nicht wertgeschätzt werden und nicht in vollem Umfang zum Tragen kommen.“

Während wir die Wunde der Spaltung innerhalb der LWB -Gemeinschaft und innerhalb der ELKL betauern, verpflichten wir uns gleichzeitig dazu, unsere Mitgliedskirche in einem ständigen bilateralen Dialog und ebensolchen Beziehungen zu begleiten, trotz aller Schwierigkeiten und Uneinigkeiten. Miteinander im Dialog zu bleiben, ist ein authentischer Ausdruck der gegenseitigen Liebe. Wir gehen weiter auf dem Weg der Solidarität mit unseren Schwestern und Brüdern der ELKL, wir hören auf die Stimmen der Frauen, die in der ELKL bereits ordiniert wurden, und auf die aus dem Verband Lettischer Lutherischer Theologinnen...

Daher fordern wir die ELKL auf, ihre Entscheidung zu überdenken, so dass wir in Zukunft wieder zusammen den Weg zu unserem gemeinsamen Ziel von Frauen im Pfarramt beschreiten können.“

In diesem Zusammenhang gibt es verschiedene Überlegungen:

Die Nordkirche wird ihre Zahlungen an das Konsistorium der ELKL einstellen. Doch bleiben wir weiter auf dem Weg der Solidarität mit ihr. Unsere Unterstützung wird jetzt gezielt an die Schwestern und Brüder gehen, die unter den Folgen des Synodenbeschlusses zu leiden haben. Wir beteiligen uns an Maßnahmen zur Stützung der nun isolierten, in Rechtsstreitigkeiten verwickelten und ohne gesicherte Gehälter oder Pensionen zurückbleibenden Personen – Maßnahmen, die auf der Ebene der EKD und des LWB entwickelt wurden.

Die Förderung diakonischer Arbeit in Lettland ist allen damit befassten Gremien der Nordkirche weiterhin ein großes Anliegen. Jedoch gibt es umfangreiche,

auch juristische Auseinandersetzungen um Kirchengebäude mit evangelisch-lutherischen Gemeinden, die aus ernsthaften theologischen Gründen diesem Beschluss der Synode nicht folgen können.

Weiterhin haben wir – wie auch die Evangelische Kirche in Deutschland – in den vergangenen Monaten Beziehungen zu den anderen lutherischen Kirchen in Lettland aufgenommen bzw. vertieft: Zur Inlandspropstei der Lettischen Evangelisch-Lutherischen Kirche im Ausland und zur Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lettland.

Ebenso müssen wir klären, dass Gemeinden, insbesondere Pastoren der ELKL, bei Partnerschaftsbesuchen unsere ordinierten Pastorinnen anerkennen.

Deshalb habe ich am 12. September dieses Jahres einen offenen Brief an Erzbischof Vanags geschrieben, in dem ich ihm meine hier dargestellte Einschätzung mitteilte und ihn dringend gebeten habe, mir bis zu dieser Synode zu erklären, wie er die Zukunft unserer Beziehungen sieht und sich die weitere Gestaltung unserer Partnerschaft vorstellt.

Es gibt auf diesen Brief bislang leider keine Antwort. Von Erzbischof em. Rozitis weiß ich allerdings, dass einen Antwort-Entwurf im Umlaufverfahren gibt, eine Antwort also bald zu erwarten ist...

Hier mache ich einen Schnitt und komme zu anderen Themen. Über die anstehenden Entscheidungen zur Loyalitätsrichtlinie habe ich im September im Rahmen des Berichts zur Arbeitsrechtsetzung bereits Ausführungen gemacht. Aber verwandt mit diesem Bereich ist der Komplex

#### **6.4. Kirche mit anderen – interreligiöse Öffnung.**

Das Thema ist in den letzten Monaten richtig brennend geworden: „Wo müssen wir auf dem Eigenen bestehen und wo müssen wir es nicht?“, fragen sich Kirchengemeinderäte, Gemeindeglieder, Pröpstinnen und Pröpste. „Wie unterscheiden wir sorgfältig zwischen ´interkulturell geöffnet´ und ´interreligiös diskursfähig´, und was folgt daraus für unsere tägliche Arbeit?“ Die konkreten Schlüsse, die aus diesen Überlegungen gezogen werden, sehen in jeder Gemeinde anders aus – die Menschlichkeit Gottes nimmt zahlreichere Gestalten an, als wir uns träumen lassen! Umgekehrt gilt: Diese Vielfalt wird uns nicht beliebig machen, denn sie tut nichts anderes, als den Grund unseres Glaubens zu bezeugen: Die Menschlichkeit Gottes. Es gibt eine Fülle von Beispielen: von Gottesdiensten in verschiedenen Sprachen über

Gesprächsrunden zu gemeinsamen Festen und gegenseitigen Einladungen. Das wäre einen eigenen Bericht wert: Unsere Nordkirche ist eine dem Anderen gegenüber offene Kirche.

Alle Öffnung aber setzt voraus eine Sicherheit über das eigene Selbst, das Wissen um den eigenen Glauben, die eigene Kultur. Interkulturelle Öffnung ist nicht zu haben ohne innerkulturelle Verdichtung. Bildung ist die zentrale Herausforderung nach außen und innen.

Im Mai dieses Jahres hat die Erste Kirchenleitung über ein Thesenpapier der vom Steuerungsausschuss des Hauptbereichs 4 eingesetzten Arbeitsgruppe beraten. Dieser Prozess ist noch nicht abgeschlossen; über ihn wird berichtet werden. Es mag vordergründig so aussehen, als reagierten wir nur auf die veränderte Situation im Land, deren Auswirkungen weit hinein in unser kirchliches Leben ragen. Ich sage dagegen: Indem wir uns für andere Kulturen öffnen, kommen wir unserem Auftrag nach, nicht bei uns selbst zu bleiben, sondern hinauszugehen. Jesus selbst zeigt sich als der, der aus der Offenheit für die Begegnung mit Menschen aus anderen Kulturen lebt (Mt.15,21ff; Mk.7,24ff;Joh.4,5ff).

Ich habe im Oktober Einrichtungen der Seemannsmission in Hamburg besucht. Und dabei habe ich Räume vorgefunden, Räume der Stille, liebevoll hergerichtet für alle Religionen dieser Welt, von Seeleuten gestaltet, geschmückt, mit Texten und Gebeten versehen. Alle miteinander in einem Raum. Es öffnet sich das Herz nicht nur, sondern auch die Vernunft, wenn sichtbar wird: die Religionen bereichern einander, wenn wir Zeit und Raum teilen in Respekt! Und diese Weite entlässt uns neu in die Freiheit, den Mund aufzutun für die Schwachen, hinzugehen, sichtbar zu sein für die, die fragen. Und auch: Haltung zu entwickeln aus unserem eigenen Glauben heraus, stehend auf dem Fundament dessen, was wir für wahr erkennen und erkannt haben, bekennen mit Herzen, Mund und Händen!

Dass eine Mauer um uns herum nicht das Ziel sein kann, das haben wir nicht beraten und beschlossen; auch dies ist uns gegeben. Denn zur Freiheit hat uns Christus befreit (Gal 5,1)! – In die Pause nach dem Ausrufezeichen kommt auch der Gedanke an die Bedrohung dieser Freiheit. Dazu gibt es zu viele Beispiele, und das ist bedrückend. Ich denke in diesem Jahr besonders an die Anschläge in Paris, Brüssel und Nizza, mit denen die Freiheit der Menschen getroffen

werden sollte und auch getroffen worden ist, nimmt man zum Beispiel die Kontrolle in der Öffentlichkeit zum Maßstab. Und zugleich gilt: Wir dürfen uns als Befreite unsere Freiheit nicht nehmen lassen.

Im Nachdenken darüber darf aber nicht vergessen werden: Auch wir als Kirche haben als Institution Freiheit genommen. Seitdem es die Kirche gibt, ist das so; wir leben mit einer Geschichte, deren Teil Kreuzzüge, Zwangstaufen, Ablasshandel, Deutsche Christen sind. Was die Kirche zu ihrem Auftrag und ihrer Bestimmung zurückbringen konnte und kann, das ist nur eins: Das Wort Gottes, das Wort seiner Freiheit.

Das zeigt auch die Kundgebung der EKD-Synode „Martin Luther und die Juden – Notwendige Erinnerung zum Reformationsjubiläum“, die sie vor einem Jahr beschlossen hat. Und im November dieses Jahres hat die EKD-Synode in Magdeburg beschlossen: „Christen sind – ungeachtet ihrer Sendung in die Welt – nicht berufen, Israel den Weg zu Gott und seinem Heil zu weisen. Alle Bemühungen, Juden zum Religionswechsel zu bewegen, widersprechen dem Bekenntnis zur Treue Gottes und der Erwählung Israels.“ Und dass noch mehr in der Luft liegt, wenn wir an die Auseinandersetzung Luthers mit anderen Religionen denken, zeigt das Impulspapier der Konferenz für Islamfragen der EKD vom Mai 2016: „Reformation und Islam“. Der islamische Theologieprofessor Harry Harun Behr sagt von diesem Papier, er wünsche sich, „dass wir als Muslime auf den EKD-Text mit einem eigenen Text antworten, der aufzeigt, dass auch wir unsere traditionellen Texte aus der Geschichte heute neu lesen und reformulieren.“ (Zeitzeichen 8/2016) Für mich sind das alles positive Zeichen einer Bewegung hin zur Besserung, die uns frei macht für die Welt und frei für Geschwisterlichkeit im geschöpflichen Sinn und die wir in der Nordkirche an verschiedenen Stellen aufnehmen.

„Besserung“ – über den Wunsch für „gute Besserung“ ist das Wort verbunden mit dem Gedanken an Krankheit und damit auch verbunden mit dem Gefühl der Angst. Wir bekennen, dass wir in Gott gerechtfertigt sind, wir glauben und sprechen die wunderbaren Worte mit Paulus – „ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ – und können die Angst dennoch nicht lassen. Werden wir uns selber erkennen,

wenn wir uns öffnen den Fremden? In der Tatsache, Angst zu empfinden, sind alle Menschen verbunden, rund um den Globus und quer durch die Zeit. Auch darum brauchen wir das „Trotzdem“ des Glaubens.

Als Kirche liegt für uns eine Aufgabe darin, diesen Umstand nicht als eine fundamentale Schwäche zu interpretieren. Thies Gundlach hat davon gesprochen, dass es für uns als reformatorische Kirche vielmehr darum gehen muss, die Ängste nicht „zu instrumentalisieren, sondern zu interpretieren... Es geht nicht um ihre Abschaffung..., sondern um ihre Läuterung, gleichsam um ihre Taufe, dass sie uns nicht schütteln, sondern wir aus ihnen lernen.“ (Vortrag bei der Dekane-Konferenz der EKHN in Arnoldshain, 6.10.2015). Es geht darum – wie in jeder Angsttherapie – dass wir lernen, die Ängste in unser Leben zu integrieren, sie anzunehmen als Teil unserer Geschöpflichkeit, unserer unerlösten Existenz, die nach Überwindung sich ausstreckt.

## **7. Besserung**

### **7. 1. 500 Jahre Reformation**

In einem Jahr, wenn wir alle unsere eigene Gedenkjahr-Agenda absolviert haben, werden wir uns noch viel besser auskennen in den Ereignissen dieses Jahres 1517, in dem es in Wittenberg die Hammerschläge gab – und wenn es sie so nicht gab, wofür in der Forschung einiges spricht, dann hat ja trotzdem die kirchliche und politische Erde gebebt.

Aber: Es hat noch gedauert, bis Luther die Dinge so klar benennen konnte, wie in der Adelsschrift, der Freiheitsschrift und in der Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“. Erst in diesen Schriften geht es ans Eingemachte. Erst in ihnen wird die Kirche in ihrer neuen, evangelischen Weise verwurzelt – in keinem neuen Boden, sondern neu erkannt in dem Grund, der gelegt ist: Jesus Christus. Martin Luther war ein Reformier – kein Revolutionär! Was er tat und sagte und schrieb – oft grob, selten diplomatisch, hat die Kirchen über die Trennung hinweg verändert, auf ihren Kern zurückgeführt. Und es hat – das vor allem – die gesellschaftliche Realität in Europa massiv und nachdrücklich verändert. Trotz seiner Nähe zur Obrigkeit hat er aus der Mitte der Schrift heraus Menschen befreit zu einer politischen und gesellschaftlichen

Freiheit, die uns bis heute prägt und bewegt und die auch Grundlage unserer Freiheitlich Demokratischen Grundordnung ist.

Schon länger ist belegt, dass die reformatorische Erkenntnis Luther nicht blitzartig traf, sondern eine Entwicklung war, die sich in ihm langsam angebahnt hat. Aber selbst nachdem er eine Klarheit gewonnen hatte und an die Öffentlichkeit gegangen war, brauchte er noch drei Jahre bis zum Jahr 1520 – und alles, was in diesen drei Jahren geschah –, um sehen und sagen zu können, was an „Besserung“ für die Kirche nötig war. Dieser Sachverhalt sagt mir zum Thema „Besserung“ vor allem: Sie ist Ziel, nicht Zustand, und wir nähern uns ihr durch vieles, was uns in Bewegung hält – aber nie durch unseren eigenen Willen allein.

Beweglich sein, das hat auch zu einer „Besserung“ in der Rezeption der problematischen Seiten des Reformators geführt, zum Glück. Wer heute die Reformation und vor allem Martin Luther feiern will, darf nicht die dunklen Seiten dieses Mannes und Theologen verschweigen. Des späten Martin Luthers nicht zu tolerierende Aussagen den Juden gegenüber – sie sind unsäglich. Luther hat nicht die judenfreundliche, nach vorne weisende Argumentationslinie weiterentwickelt, die er 1523 in der Schrift „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“ begann. Er fiel wieder in die feindselige Grundhaltung zurück, in der er als Student und Mönch in Erfurt groß geworden war. 1543 veröffentlichte er den antijüdischen Text, auf den sich später sogar die Nationalsozialisten berufen haben: »Von den Juden und ihren Lügen«. – Auch dies ein erschreckender Hinweis darauf, wie Bewegungen politisch missbraucht werden können, wenn sich die falschen Figuren ihrer bemächtigen.

Wir brauchen die mündige Auseinandersetzung auch mit diesen Seiten der Reformation. Nur durch die existenzielle Mühe des kritischen Dialogs mit dem Reformator hindurch dürfen wir ihm treu bleiben – und können so aber auch diesem genialen religiösen Denker neue Freunde gewinnen, gerade auch unter den Gebildeten seiner bisherigen Verächter. Es ist gut, dass wir der Reformation gedenken – nicht Martin Luthers allein. Denn Martin Luther wäre nichts ohne die anderen Reformatoren: nichts ohne den bedächtigen, differenziert denkenden Philipp Melanchthon und nichts ohne den gerade für uns Norddeutsche und für Skandinavien bedeutenden Johannes Bugenhagen – von den anderen Reformatoren ganz zu schweigen.

Angesichts vieler Mahnungen, das Gedenken der Reformation nicht auf reine Events zu reduzieren, halte ich die Dekade, die auf 2017 hinführte, für sehr



gelingen. Hier konnten Themen gesetzt und gründlich bearbeitet werden, die von der Reformation im 16. Jahrhundert her Kirche und Gesellschaft massiv geformt haben, konnten auch die Ambivalenzen und Brüche angesehen und bearbeitet werden. Es ist gelungen, Formate zu entwickeln, die gleichermaßen attraktiv und vertiefend sind. Es kommt darauf an, dass diese Formate in den Gemeinden aufgenommen werden und dass mit der Beschäftigung mit der protestantischen Identität am 1. November 2017 nicht Schluss ist!

Ich danke den Beauftragten für das Reformationsgedenkens in den Sprengeln und der Arbeitsstelle, sowie den Partnern in Kultur und Politik für alles Engagement, für Kreativität und Lust daran, die Kräfte der Reformation erneut freizusetzen.

## **7. 2. Besuche in den Partnerkirchen**

Innerhalb des Bischofsrates bin ich für Mission und Ökumene verantwortlich. Ein wesentlicher Bestandteil dieses Bereiches sind die Besuche in den Partnerkirchen. Während meines Berichtszeitraumes habe ich unsere ungarisch- und deutschsprachige Partnerkirche in Rumänien besucht, unsere Partnerkirchen in Assam und Jeypore, die Ohiosynode in den USA, und mit „Brot für die Welt“ war ich in Südafrika. Jede Partnerkirche ist individuell, jedes Land muss einzeln betrachtet werden. Es gibt aber strukturelle Ähnlichkeiten, was Probleme und Nöte, was Herausforderungen und Stärken anbelangt sowie Analogien in unseren Partnerschaftsbeziehungen. Deshalb möchte ich beispielhaft meine Indienreise im Oktober letzten Jahres ansprechen:

Die Jeypore-Kirche ist eine Dalit-Kirche: Die Niedergedrückten. Die Zerbrochenen, wie das Wort übersetzt werden kann und wie sie sich selbst nun nennen und damit ausdrücken, dass sie seit Jahrhunderten von einem unbarmherzigen Kastensystem niedergedrückt sind. Sie ist auch eine Kirche der indigenen Völker, der Adivasi, die gesellschaftlich gar keine Stufe mehr sind, sondern nur noch das „Trittbrett“ der anderen.

In der Bibel hören und lesen sie aber: Du bist wertvoll, Gottes geliebtes Kind. Sein Ebenbild. Ausgestattet mit einem unverfügbaren Wert

Jetzt können diese Menschen aufstehen. Und sie tun es: In der Kirche. Die einstmals Zertretenen machen Gottebenbildlichkeit zum politischen Programm. Menschenwürde,

Menschenrechte, die prinzipielle Gleichheit aller: Moderne Übersetzungen sind das für das biblische Wissen, dass der Mensch nur wenig niedriger geschaffen ist als Gott. Und für die biblischen Geschichten von Jesus, der Ausgegrenzte und Entrechtete in seine Gemeinschaft aufnimmt, ihnen Würde, ihnen Rechte zuspricht und sie Anteil haben lässt an der Fülle, die Gott allen verheißen hat. Der alte Realismus von Angst und Aussichtslosigkeit, von Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit wird durch das Evangelium in Indien aufgebrochen von Gottes neuem Realismus: Blinde sehen. Lahme gehen. Die Gefangenen sind frei.

In Indien haben mir Menschen gesagt: Wir sind dankbar, dass Eure Missionare das Evangelium zu uns gebracht haben. Wir haben viel gelernt. Aber nun muss diese Kirche indisch werden! Reformation und Eine Welt – das ist auch: Reformation in den verschiedenen Kulturen, frei und selbstbestimmt.

Ernst Lange hat einmal gesagt: Kirche hat nur Zukunft, wenn sie ökumenisch ist. Wenn sie also erkennt, dass sie eine Provinz der Welt Christenheit ist, ein Teil der versöhnten Verschiedenheit. Gerade angesichts der Entwicklung in unserer Zeit, von der ich oben sprach, kommt diesem Hinweis große Bedeutung zu. Gerade unsere weltweite Vernetzung mit den Partnerkirchen kann ein Beispiel sein gegen Abgrenzung und Abschottung, auch gegen die Angst, dass die Vielfalt die eigene Kultur und Religion gefährde.

Ich werde oft von Politikerinnen und Politikern darauf angesprochen, dass wir unsere Netzwerke viel deutlicher zur Verfügung stellen sollten – als Lernorte der Entängstigung, als Begegnungsmöglichkeiten mit Menschen anderer Kulturkreise.

Ich werde dies zu einem der Schwerpunkte meines Dienstes in meinen letzten beiden Amtsjahren als Landesbischof machen – unter anderem werde ich zusammen mit dem ZMÖ alle Partnerschaftsgruppen unserer Nordkirche zum 7. und 8. April 2017 nach Breklum einladen, damit wir die Perspektiven dieses Netzwerkes weiter entwickeln.

### **7. 3. Predigt an anderen Orten**

Als Landesbischof bin ich Prediger. Predigen ist für mich immer Gespräch mit dem Zuhörer: Und eine große Herausforderung für die Kirche im 21. Jahrhundert ist die Predigt, der Dialog an anderen Orten. Deshalb bemühe ich mich als Landesbischof auf verschiedene Weise, das Gespräch zwischen Wirtschaft, Politik, Kunst, Medien und Kirche zu verstärken.

Meine Theaterpredigten, die ich im Berichtszeitraum am Theater Schwerin und am Kieler Theater gehalten habe, sind Beispiele dafür. Theater und Gottesdienst sind natürlich nicht identisch, aber es gibt wesentliche Analogien. In Theater und Kirche wird nicht irgendein Spiel vorgeführt, sondern immer wird etwas dargestellt, inszeniert: Im Drama die Welt. Im Gottesdienst, in dramatischen Bogen gefasst, das ganze Leben. Darum geht es der Kirche in ihren darstellenden Formen, dem Gottesdienst vor allem: Den Spielplan Gottes in unseren menschlichen Rollen kreativ zu gestalten, und die Verheißungen schöpferisch ins Spiel zu bringen.

Entsprechendes gilt für das Schauspiel, so meine ich. Beides, das Geschehen im Theater und in der Kirche haben ihren Sinn nicht in sich selbst, sondern haben Verweisungscharakter. Sie verweisen auf die verkündete, hinter dem Dargestellten liegende Wahrheit. Und diese Wahrheit wird in beiden Räumen nicht abstrakt vorgeführt, sondern so, dass die Wahrheit sich in der konkreten Situation für konkrete Menschen als Wahrheit ereignet.

Und darum gelingt eine Theaterpredigt nur, wenn sie die Distanz zwischen Kirche und Bühne überwindet. Darum theaterpredige ich auf der Bühne, am Beginn der regulären Abendvorstellung. Im November 2015 war das besonders intensiv für mich: bei meiner Predigt zu Ibsens Volksfeind. Es war in den Tagen der Pariser Terroranschläge. Ich wurde gebeten, zu der Vorstellung zu bleiben, vor den Vorhang zu treten und mich zu diesen Ereignissen zu äußern. Ich sammelte mich kurz, trat wieder auf die Bühne und sagte: Es ist richtig in diesen Tagen das Theater zu besuchen. Wir lassen uns das Leben nicht diktieren, wir lassen uns die Freiheit nicht nehmen von Menschen, die ohne jeden Respekt sind: vor dem Leben anderer und vor ihrer Freiheit. Als ich wieder in die Kulisse zurückkehrte, flüsterte mir einer der Schauspieler zu: „Danke! Jetzt können wir spielen.“

Nicht vor Gottesdienstbesuchern, sondern vor Theaterpublikum predige ich. Im Dialog mit den Schauspielern, Szenen aus dem Stück werden gespielt. Ich steige in sie hinein und bleibe doch Prediger. Sinnfällig wurde es diesen Frühsommer in Schwerin: Die jährliche Open-Air-Inszenierung des Mecklenburgischen Staatstheaters im Domhof. Dieses Jahr Othello. Eine engste räumliche Verbindung von Schauspiel und Gottesdienst, auf die ich mich als Prediger eingelassen habe, in die ich im wahrsten Sinne des Wortes verkündigend hineingestiegen bin, als ich im Domhof die Zuschauertribüne hinab und auf die Bühne hinaufstieg, wo die Schauspieler auf mich warteten, so dass sich Kirche am anderen Ort ereignen konnte.

Ich bin auch ganz persönlich dankbar für diese großartigen Möglichkeiten. Kommen doch hier, gegen Ende meiner Lebensdienstzeit als Pastor und Bischof die zwei Stränge meiner Biografie zusammen.

## **8. Ungeahnte Prozesse verändern Gesellschaft und Kirche – neue Horizonte**

In Deutschland hat sich in den vergangenen zwei Jahren eine Veränderungsdynamik entwickelt, wie wir es zuletzt im Jahr 1989 erlebt haben. Wir stehen in Deutschland erneut an einer historischen Schwelle zum Übergang in ein anderes Land, ob wir es wollen oder nicht. Die, die zu uns kommen, werden dieses Land verändern, auch unsere Kirche. Und auch wir werden verändert.

Wir werden aufstehen und mitgehen müssen und dürfen.

In diesen Wochen – schwerpunktmäßig am kommenden Sonntag – finden bei uns die Wahlen zu neuen Kirchengemeinderäten statt. Seit vielen Monaten werden die Wahlen vorbereitet und ich danke allen Beteiligten – den Wahlbeauftragten auf allen Ebenen unserer Kirche, dem AfÖ und vielen mehr für alle Kreativität, für Ernst und Witz. Es ist dies auch eine Gelegenheit, uns als Nordkirche darzustellen und ins Gespräch zu bringen und ins Bild zu setzen. Das ist gelungen, finde ich.

In den meisten Gemeinden haben sich Menschen finden lassen, die bereit sind, sich zur Wahl zu stellen und Verantwortung zu übernehmen für ihre Gemeinde zunächst und dann vielleicht auch darüber hinaus. Ihnen gilt schon jetzt unser herzlicher Dank. In einigen Gemeinden ist es nicht gelungen, die nötige Anzahl von Kandidatinnen und Kandidaten zu finden – hier braucht es Geduld. Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit über die bestehenden Grenzen hinaus, sehe ich mit großem Respekt gerade in diesem Zusammenhang.

Vielleicht war mein Bericht nicht in allen seinen Teilen eine Werberede für die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen: zu groß scheinen manche Herausforderungen, manche Veränderungen: man wünscht sich doch gerade Kirche als Ort der Kontinuität, der Beständigkeit in allem Wandel.

Und so ist es ja auch: in allem Wandel bleibt bestehen das eine Wort unseres Gottes, das an allem Anfang stand. Es bleibt stehen sein Wort in Gebot und Verheißung: Siehe, ich mache alles neu! Und es bleibt unverändert der Auftrag, den der Herr seiner Kirche gibt: weiterzusagen das Wort, das die Versöhnung predigt.

Die Journalistin Carolin Emcke hat eine bemerkenswerte Dankesrede gehalten, als ihr am 23. Oktober in der Frankfurter Paulskirche der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen wurde. Sie beschäftigt sich mit dem neu

aufgekommenen Hass und der Verrohung in unserer Gesellschaft, mit neuen Versuchen, durch Ängste einzuschüchtern.

Sie sagte: „...Wir dürfen uns nicht wehrlos und sprachlos machen lassen. Wir können sprechend und handelnd eingreifen in diese zunehmend verrohende Welt. Wir können hinausgehen und etwas unterbrechen. Wir können, was uns hinterlassen wurde, befragen, ob es gerecht genug war, wir können, was uns gegeben ist abklopfen, ob es inklusiv und frei genug ist – oder nicht. Wir können neu anfangen und die alten Geschichten weiterspinnen wie einen Faden Fesselrest, der herabhängt, wir können verschiedene Geschichten zusammenweben und eine andere Erzählung erzählen, eine, die offener ist, leiser auch, eine, in der jede und jeder relevant ist...“<sup>4</sup>

Das ist unsere Aufgabe als Kirche in dieser Zeit: weitererzählen und weitergeben, was wir empfangen haben. Von der Freiheit nicht aufhören zu singen, die uns verheißen und schon eingegeben ist. Den „Faden Fesselrest“ aufnehmen, weiterspinnen in die Zeit hinein, jene Geschichten, die die Kirche bewahrt durch die Zeiten hindurch, aufnehmen, weil sie erzählen von einer Welt, in der heil wird das Zerrissene und aufgerichtet das Gekrümmte. Erzählen von dem „Fürchte dich nicht“ der Propheten, das aufgenommen ist von Jesus selbst, der sagt: „In der Welt habt ihr Angst. Aber siehe: ich habe die Welt überwunden!“

Nichts weniger als die Predigt der Überwindung: das ist die Freiheit, aus der wir leben und in der sichtbar wird, „...was und wer wir sein können.“

Ich danke für die Aufmerksamkeit.

---

<sup>4</sup> Carolin Emcke, „Wir können neu anfangen“, Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2016. Zitiert nach Süddeutsche Zeitung Nr. 246, Montag, 24. Oktober 2016, Seite 9